**Bauwelt Fundamente 114**

**Herausgegeben von**
**Ulrich Conrads und Peter Neitzke**

**Beirat:**
**Gerd Albers**
**Hansmartin Bruckmann**
**Lucius Burckhardt**
**Gerhard Fehl**
**Thomas Sieverts**

Rudolf Stegers

# Räume der Wandlung. Wände und Wege

## Studien zum Werk von Rudolf Schwarz

vieweg

Umschlag vorne: Sankt-Fronleichnam-Kirche, Skizzen von 1929
Umschlag hinten: Sankt-Anna-Kirche, Ansicht des südlichen Mauerwerks von Westen, Foto: Artur Pfau

Alle Rechte vorbehalten
© Friedr. Vieweg & Sohn Verlagsgesellschaft GmbH, Braunschweig/Wiesbaden 2000

Der Verlag Vieweg ist ein Unternehmen der Bertelsmann Fachinformation GmbH.

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

http://www.vieweg.de

Umschlagsentwurf: Helmut Lortz

Lithographie: Ulrich Gatz, Berlin
Satz: Graphische Werkstätten Lehne GmbH, Grevenbroich
Druck und Buchbinder: Lengericher Handelsdruckerei, Lengerich
Gedruckt auf säurefreiem Papier

Printed in Germany

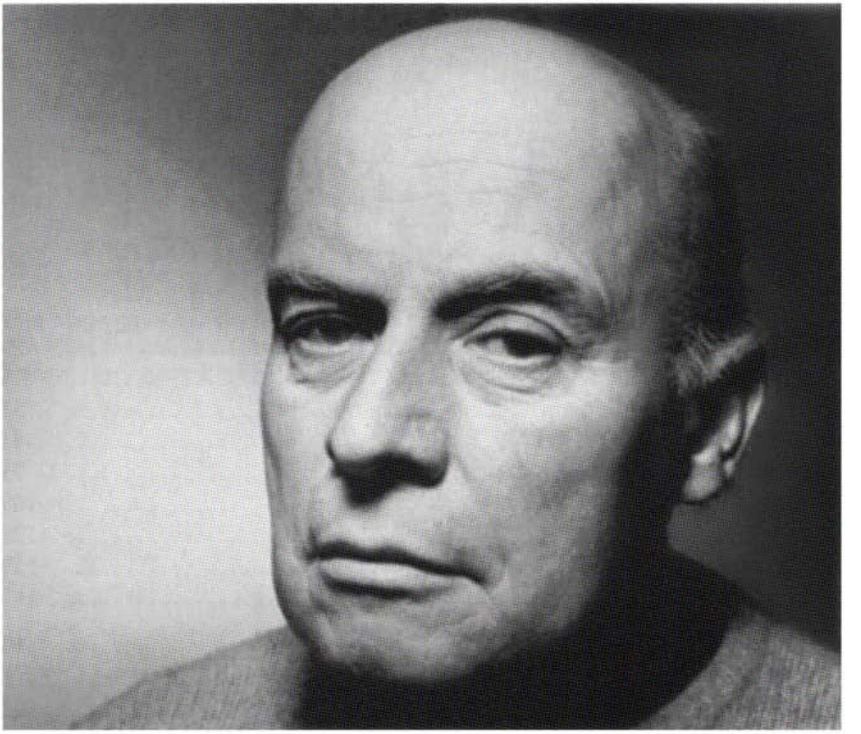
ISBN 3-528-06114-6 ISSN 0522-5094

# Inhalt


Vorwort ..... 7

Rothenfelser Schildgenossen ..... 11
Vom Aufstand der Dinge ..... 27
Bauen für die Jugend ..... 39
Erhaben wie Fronleichnam ..... 51
Standhalten und mitlaufen ..... 81
Die Stadt um den Dom ..... 95
Meinung machen ..... 109
Kitsch oder Bild ..... 121
Das Memento der Ruine ..... 139
Aus dem Spätwerk ..... 167

Biographie ..... 180
Bibliographie ..... 182
Bildnachweis ..... 202



Rudolf Schwarz, Foto: Chargesheimer

# Vorwort

Nach seinem Tod wurden seine Bauten und Schriften erst mal wie stumm; nur Freunde und Schüler hielten sein Werk in Ehren. Da in Teilen bloß Dokument und in Teilen bloß Devotion, hatten ihre beiden schmalen Bände von 1963 und 1981 auf die Moden keinen Einfluß. Auch die voluminösen Dissertationen von Historikern und Theologen wie Karin Becker und Walter Zahner fanden bei Architekten kaum Leser. Doch Mitte der neunziger Jahre, als ein paar neuere Gebäude vor allem schweizerischer Provenienz mit dem Adjektiv »einfach« oder »schweigsam« gewürdigt und mit dem Etikett »minimal« versehen wurden, tauchte hier und da sein Name wieder auf: Rudolf Schwarz. Nach dessen hundertstem Geburtstag 1997 wanderte eine große Ausstellung durch fünf Städte. Schwarz wurde zum Architekten einer anderen – geflüstert: besseren – Moderne stilisiert. Und als Peter Zumthor, dessen Kapelle Sogn Benedetg in Sumvitg mit Sankt Michael in Frankfurt und Sankt Theresia in Linz manches gemein hat, sich öffentlich zu Schwarz bekannte, war erneuter Verehrung Tür und Tor geöffnet.

Die doppelte Begabung des Verehrten – das meint: seine Gewandtheit im Bau und im Wort – leistet solcher Haltung Vorschub. Mancher Autor meint, es sei schwer, über die Person und das Œuvre zu schreiben, weil Schwarz immer schon alles und immer schon alles besser gesagt habe. Doch auf dem Boden falscher Achtung und falscher Nähe würde die Monographie Paraphrase. Bei einem Architekten, der so stark auf den Begriff der Gestalt rekurriert, muß man wohl kaum an die gleichen Rechte von Selbstwahrnehmung und Fremdwahrnehmung einer Sache erinnern. Nicht allein die Kippfiguren der Psychologen stehen zur Bedeutung frei.

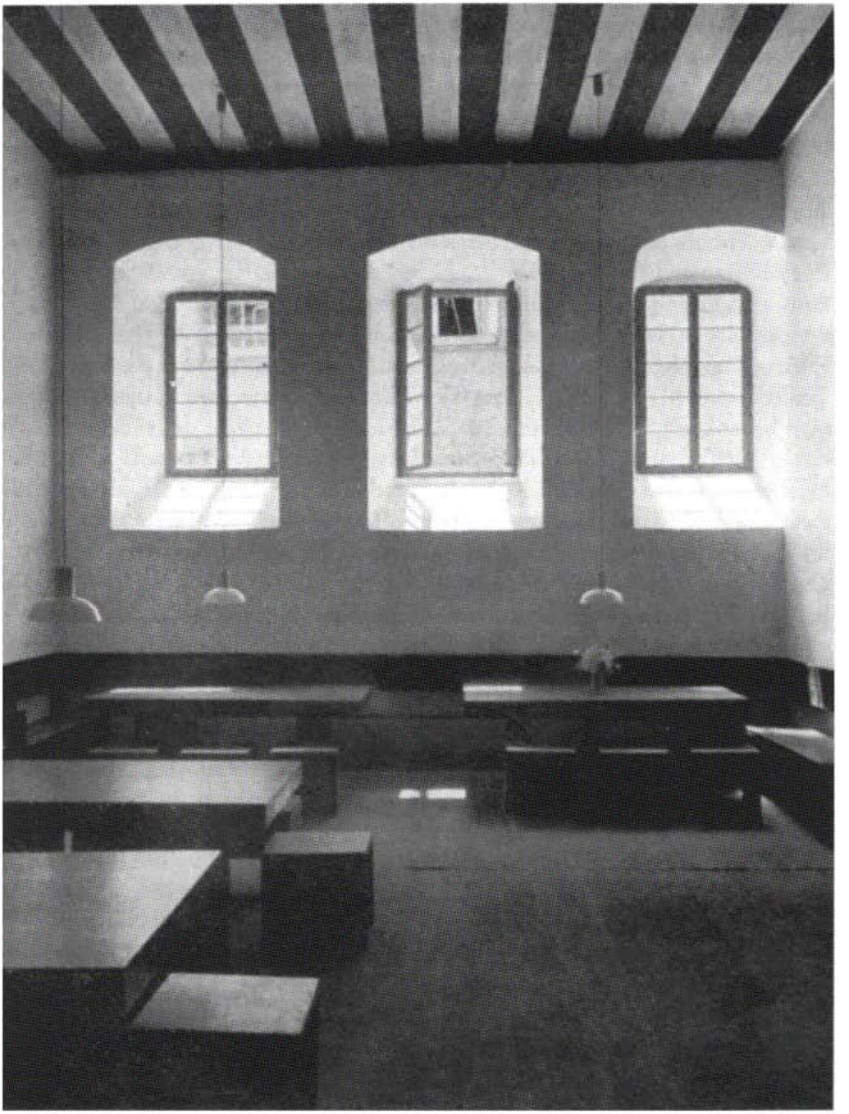
An den drei Büchern – *Vom Bau der Kirche* aus dem Jahr 1938, *Von der Bebauung der Erde* aus dem Jahr 1949, *Kirchenbau. Welt vor der Schwelle* aus dem Jahr 1960 – kommt der Interpret nicht vorbei. Die späte Werkschau ist eine Mischung von Autobiographie und Hagiographie im Gewande mitunter betulicher Bescheidenheit. Am Urgrund der Arbeit sah Schwarz das »große Gespräch von Gestalt zu Gestalt«, vor allem Ästhetischen und allem Historischen. Aber kein Architekt des zwanzigsten Jahrhunderts, schon gar kein

deutscher, bleibt von Geschichte unberührt. Die Homogenität der Interpretation durch den Baukünstler hält näherer Betrachtung nicht stand. Man muß das Œuvre gegensehen und gegenlesen. Anders gibt es keinerlei Entdeckung. Nicht die Utopie von Rationalismus und Antimoderne in Sankt Fronleichnam 1930, nicht die Utopie katholischer Urbanität in Köln 1948, nicht die Utopie der sakralen Ruine in Sankt Anna 1956.
Zwischen den beiden Hälften dieses Buches klafft eine Lücke; Schwarz und die Landesplanung im besetzten Lothringen kommen nicht vor. Der umfangreiche Forschungsbericht, den Jean-Louis Cohen und Hartmut Frank unter dem Titel *Deutsch-Französische Beziehungen 1940–1950 und ihre Auswirkungen auf Architektur und Stadtgestalt* in den späten achtziger Jahren verfaßt haben, läßt keine Frage offen. Leider konnte das Typoskript noch nicht publiziert werden; es fand jedoch Eingang in die erste große Monographie über Schwarz, in das Buch von Wolfgang Pehnt anläßlich der Ausstellung 1997. Gute Gründe, das dort Referierte zu repetieren, gab es nicht.
Die eigenen Gebäude sah Schwarz auf einem Areal jenseits von Tradition und Moderne. Die Väter heißen Hans Poelzig und Ludwig Mies van der Rohe. Vergröbert gesprochen, war der Doktorand in Berlin ein Poelzigianer und der Direktor in Aachen ein Miesianer. Nach dem Krieg gerieten seine Projekte bald eher figurierend, bald eher abstrahierend. Die Antwort auf den »Schund« in Ronchamp war der Raster. Doch die vielleicht schönsten Bauten – etwa Sankt Christophorus in Köln – halten jeder die Waage zwischen leichten Hüllen und schweren Wänden. Faßt man die Architektur in der Opposition von Monument und Instrument oder von Symbol und Funktion, so wollte Schwarz dem Glauben ein Denkmal bauen. Das machte ihn auch bei Katholiken allein. Beim Eucharistischen Weltkongreß München 1960 trat er zum letzten Mal vor Prominenz und Publikum. Alle wollten das »Aggiornamento«; Sep Ruf wollte gar Innovation durch Experiment. Und Schwarz? Der wollte Gehäuse göttlicher Ewigkeit.
Der Rheinländer war Bauender, Schreibender, Glaubender. Geboren am 15. Mai 1897 in Straßburg, gestorben am 3. April 1961 in Köln, war er immer alles in einem und immer offen alles in einem. Dachte der Jüngere radikal und bipolar, dachte der Ältere poetisch und konzentrisch. Nach der Debatte um das Bauhaus 1953 beschrieb Alfons Leitl diese Entwicklung als eine Bewegung aus der Kälte in die Wärme. Es war auch ein Wandel der Sehnsucht, aus dem Reich Gottes in das Bild Gottes oder aus der civitas dei in die imago dei. An einem Ort, wo kein Architekt ihn sah und las, äußerte Schwarz 1954 sein Credo. Der Essay unter dem Titel *Marias anderes Kind* schwärmt vom Apostel Johannes. Eidetiker und Visionär wollte auch der Kirchenbauer sein. Uns

Heutigen ist diese Haltung nicht vertraut, ja peinlich. So hat der Interpret ein Dilemma. Um das fremde Œuvre nicht zum Opfer harmloser Umschreibung zu machen, braucht es einerseits den Laserbeam der Agnosis, andererseits den Satz aus dem Nekrolog von Ludwig Neundörfer: »Rudolf Schwarz war ein frommer Christ.«

Dank geht an meinen Freund Donald MacFarlane. Dank geht an Frau Maria Schwarz. Sie hütet das Werk ihres Mannes. Ohne ihr Archiv in dem so gastlichen Wohnhause wäre dieses Buch kaum möglich.

Für größere und kleinere Hilfe danke ich: dem Albert Renger-Patzsch Archiv Ann und Jürgen Wilde, Zülpich; dem Archiv der Katholischen Kirchengemeinde Sankt Johann Baptist, Aachen; Ulrich Conrads, Berlin; Elisabeth Ehring, Burg Rothenfels; Wilhelm Eilert, Bottrop; Jürgen Esken, Essen; Uli Gatz, Berlin; Maria Getz, Koblenz; Wolfram Hagspiel, Köln; Harold Hammer-Schenk, Berlin; Ellen Helmbrecht, Sankt Augustin; dem Historischen Archiv der Stadt Köln; dem Historischen Archiv des Erzbistums Köln; dem Historischen Institut der Rheinisch-Westfälischen Technischen Hochschule Aachen; Horst Kohl, Aachen; Susanne Kohl, Aachen; Peter Kreutzer, Aachen; Nikolaus Kuhnert, Berlin; Harald Ludmann, Köln; dem Magistrat der Stadt Darmstadt Denkmalschutzbehörde; Edeltrud Meistermann-Seeger, Köln; Joachim Metzner, Frankfurt am Main; Peter Neitzke, Zürich; Katerina Nicoviotis, Darmstadt; Adam C. Oellers, Aachen; Wolfgang Pehnt, Köln; Artur Pfau, Sankt Augustin; Heidrun Rau, Darmstadt; Karl Röhrlich, Aachen; Bruno Schindler, Aachen; Wolfgang Schmitz, Köln; Werner Sewing, Berlin; dem Stadtarchiv Augsburg; dem Stadtarchiv Bottrop; Beate Stegers-Esken, Essen; Joseph Stegers, Baesweiler-Setterich; Oswald Mathias Ungers, Köln; Walter Zahner, Regensburg.



Burg Rothenfels am Main, Tagraum im Palas, 1928, Foto: Albert Renger-Patzsch

## Rothenfelser Schildgenossen

Allein war er nicht. Das Stenogramm auf der Karte an die Mutter in Köln sagt es. »Die Fahrt nach Aschaffenburg war langweilig. Dieses selbst sehr schönes Städtchen. Freitag Marsch durch den Spessart. Kamen abends 1/2 12 an und krochen bei der Burgwacht ins Bett. Trafen ungezählte Bekannte. Samstag und Sonntag auf der Burg.« Die Karte zeigt eine Ansicht von Rothenfels. Geschrieben hat sie, wohl im Sommer 1922: Rudolf Schwarz.
Daß der Doktorand der Technischen Hochschule Berlin mit seinen Freunden nachts und von Westen kam, raubte ihnen das Erlebnis des mählichen Ankommens von der schönen Seite. Die romantische Perspektive bot sich den jungen Leuten erst am Wochenende. Unten fließt der Main nach Süden. An seinem rechten Ufer liegt Rothenfels. Morgens scheint die Sonne auf die ganze Breite des schmalen Streifens der alten Häuser. Gleich hinter dem Rathaus und der Kirche mit welscher Haube steigt der rote Felsen auf. Zum Glück führt eine Treppe – angeblich genau 365 Stufen – im Zickzack langsam empor, bis an die Vorburg mit ihren bescheidenen Wirtschaftsbauten aus dem sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert sowie an das Amtshaus, dessen Mansarddach spätes Barock verrät. Von Norden durch das Torhaus in die Hauptburg eintretend und gegen den Lauf der Uhr die Abfolge der Gebäude erkundend, schaut man rechts auf den Bergfried, Turm und Helm gut fünfunddreißig Meter hoch und mit den Ecken nach Westen und Norden gestellt, um den Geschützen von Angreifern zu wehren. Es folgen zuerst der kleinere längliche Westpalas und der Rundturm, dann der niedrige Südflügel und der Südturm, zuletzt der größere längliche Ostpalas mit dem Ostturm und den beiden Freitreppen zum Rittersaal und zur Kapelle, das ganze Plateau umgeben von einer starken Ring- und Schildmauer aus Buckelquadern. Als Gründer der Bauten gilt Marquard von Grumbach; der fränkische Edelherr und staufische Gefolgsmann ließ ab 1148 die prächtige Anlage errichten. Allerdings erreichten Haupt- und Vorburg erst um 1780 jene Gestalt, die Schwarz kennen, schätzen, ja lieben lernte. Was er sah – diese Wappen! dieser Efeu! –, sah er wohl kaum anders als auf den Fotos im Neunten Heft des Dritten Bandes der *Kunstdenkmäler des Königreichs Bayern* von 1914: ein zwar malerisches, doch

verwittertes und verwahrlostes feudales Ensemble, das die Natur zur Ruine gemacht hätte, wenn nicht der Abgesang diskreditierter Aristokraten der Burg nach dem Krieg neues Leben geschenkt hätte.

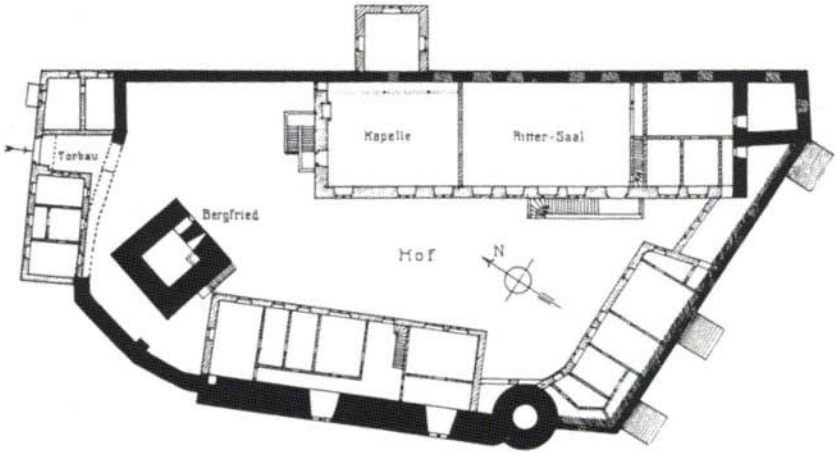
Alois Fürst von Löwenstein hatte sein Anwesen Anfang 1919 dem »Verein der Quickbornfreunde« für achtzigtausend Reichsmark verkauft. 1910 durch drei schlesische Priester und Lehrer gegründet, war der »Quickborn« ein Bund abstinenter katholischer Gymnasiasten, die nicht allein Kampf dem Alkohol! und Kampf dem Nikotin! auf ihre Wanderwimpel gestickt hatten, sondern auch für eine Lebensreform in bezug auf Nahrung, Kleidung und Wohnung warben. Daß entgegen der Erwartung ausgerechnet an Oberschulen das Trinken wie das Rauchen zu Problemen der Pubertät wurden, erklärt sich aus dem kaiserdeutschen Gymnasium als einer restriktiven Institution, die den bürgerlichen Jugendlichen jeden Kneipenbesuch und jede Gruppenbildung verbot. Gleichaltrige Werktätige, Lehrlinge und Gesellen allemal, hatten damals weit mehr Möglichkeiten öffentlichen Miteinanders.
Rothenfels diente den Quickbornern als Jugendteff und Tagungsort. Doch es war mehr. Die zugleich ironische und prätentiöse Rede von der »secessio in montem sacrum« zeigt an, was die Pennäler und Studenten empfanden. Berg und Burg waren ein Bild, waren Projektion einer Utopie in das Hier und Jetzt. Der Haß auf die Stadt und die Angst vor dem Krieg, aus dem die Väter schweigend in die Heimat kehrten, wuchsen rasch zum Ressentiment gegen alles Urbane und Zivile. Im sozialen Vakuum zwischen Monarchie und Republik blühte plötzlich eine Begeisterung für das Mittelalter, die uns heute als purer Atavismus erscheint. »Brüder und Schwestern, Quickborns Seele ist Parzival!« rief selbst der Religionsphilosoph Romano Guardini, der 1920 zu den Bündischen auf Rothenfels gestoßen war. Man traf sich dort zum »Thing« am Brunnen vor dem Tore; der Ritter und das Fräulein grüßten mit »Heil« und »Ihr«; die Knappen gaben jedem Monat seinen deutschen Namen, hießen also den Februar »Hornung« und den Oktober »Gilbhart«.
Die Flucht aus der Zeit endete erst um die Mitte der zwanziger Jahre, als Guardini und Schwarz – inzwischen einander freundschaftlich verbunden – sich für eine Modernisierung der Eliten des Katholizismus und Konservatismus stark machten. Noch unter dem Datum des 29. August 1924, des letzten Tages jener durch Morgenmesse und Abendandacht gläubig gestimmten »Werkwoche«, deren vierhundert Teilnehmer den Quickborn endlich aus dem seligen Jugendreich hatten führen wollen, schrieb die Studentin Katharina Kappes in ihr Tagebuch: »Gen 10 Uhr brachen wir auf, Milly Peerenboom aus Andernach, Ansgar Schneider aus Koblenz und ich. Ein paar

Leute von der Burg begleiteten uns noch bis ins Hafenlohrtal. Wir wanderten quer durch den Spessart, um zur Bahnlinie zu kommen. Der Tag tat mir wohl. Er hatte so etwas Ruhiges. Wir pflückten Heidekraut, sangen und tanzten. Die beiden sind so liebe Menschen. Ansgar studiert Theologie schon im sechsten Semester, ist aber ein reines Kind. In der Bahn flochten Milly und ich uns Heidekränze und sangen dazu. Ansgar spielte Klampfe.«

Pastorale mit der Intensität von Nazarenern? Helmuth Plessner hätte diese Szene als Genre belächelt. Im selben Sommer, aus dem uns das rührende Erleben von Ansgar und Milly und Katharina berichtet wird, publizierte der 1892 geborene Privatdozent an der Universität Köln seinen Essay *Grenzen der Gemeinschaft. Eine Kritik des sozialen Radikalismus*. Plessner schreibt offenbar aus eigener Erfahrung; ohne dem Typus des bündischen Jungmannes wieder und wieder begegnet zu sein, läßt sich dessen Charakter und Ideal nicht mit so stupender Präzision beschreiben. Die Argumentation des Anthropologen greift die seit Ferdinand Tönnies geradezu populäre Opposition von Gemeinschaft als dem großen Wir des Eigentlichen und Ursprünglichen kontra Gesellschaft als dem großen Ich des Entfremdeten und Gezüchteten auf, um sich so gut wie ganz auf die zweite Seite des Widerspruchs zu schlagen. Hinter der bei den jugendlich Bewegten so häufigen Vorstellung eines »kernigen«, das heißt selbstlosen und zuchtvollen Lebens mit Neigung zu Führertum und Gefolgschaft wittert er den Ständestaat. Die Dichotomie von Natur und Kultur auch im täglichen Verhalten löst Plessner, indem er die Künstlichkeit alles Menschlichen behauptet und schon den Willen zum retour à la nature nicht allein als Täuschung, sondern auch als Gefahr entlarvt. Statt nach dem Prinzipiellen und Puristischen ruft er nach den Verkehrsweisen der Diplomatie, also nach Bonhomie, Contenance, Equilibre, Raffinesse.

So brillant Plessner sein mag, daß die Werkwoche des Quickborn und das Erscheinen der Kritik in ein Jahr fielen, wäre für die Darstellung der Gedanken in solcher Ausführlichkeit keine Rechtfertigung. Aber, im Heft 4/1925 der Quickbornzeitschrift *Die Schildgenossen* wurde Plessners Traktat besprochen. Der Beitrag handelt zunächst von Carl Schmitt, dessen Schriften – von der *Politischen Romantik* 1919 bis zur *Politischen Theologie* 1922 – der Rezensent zur Lektüre empfiehlt, ohne zu verschweigen, daß Schmitt einerseits göttliches und menschliches Recht vermische, andererseits zwischen Katholiken und Demokraten einen Widerspruch aufbaue, der unnötig sei. Erst in den letzten Absätzen des Aufsatzes wird Plessners Essay gewürdigt. Wie um die Stürmer und Dränger im Quickborn zu schonen, verliert der Autor kein Wort über die ausfallenden Bemerkungen des liberalen Soziologen gegen die bündische Bewegung. Nein, er stürzt sich gleich auf die Bestimmung der

Gesellschaft als etwas Anonymen und Objektiven und auf die des Zeremoniells als etwas Maskierten und Graziösen. Wohl zum Erstaunen der Lesenden hält er all dies und Plessners »Pflicht zur Macht«, übrigens der heimlichen Verehrung Otto von Bismarcks geschuldet, für katholisches Gedankengut, das man freilich nicht ohne sorgsame Vermittlung aus der religiösen in die politische Arena tragen dürfe.
Verfasser der Besprechung war Karl Neundörfer, als Jurist und Priester für dieses Thema besonders geeignet. Möglich, daß ihn Guardini, mit Kaplan Josef Außem Herausgeber der *Schildgenossen*, zum Aufspüren der geistigen Verwandtschaft von Schmitt und Plessner ermuntert hatte. Immerhin waren Neundörfer und Guardini, beide 1885 geboren, seit ihrer Mainzer Kindheit einander verbunden. Und immerhin muß der Religionsphilosoph mit Lehrstuhl in Berlin gespürt haben, daß die *Grenzen der Gemeinschaft* hier und da eigene Gedanken berührten. Sein 1918 publizierter Essay *Vom Geist der Liturgie* – diese Propaganda des Ästhetischen im Katholischen – enthält ja eine Lehre des Betens, in welcher Guardini von der Öffentlichkeit in der Kirche fordert, was Plessner von der Öffentlichkeit auf der Straße fordert: statt rückhaltloser Offenheit verhaltene Anstrengung oder beherrschtes Benehmen, um es auf einen Begriff zu bringen. Der Mann, dem das permanente Misterioso katholischer Romantiker fern lag, erläutert Liturgie erst als Spiel und Kunst, dann als Ernst und Macht. Wo er zum Schluß der Schrift das Wahre vor das Schöne rückt und ihm ein Autor wie Oscar Wilde Inbild des Abgrunds wird, da wird er selbst urdeutsch, also unbedingt und innerlich. Am letzten Ende des schmalen Bandes, in den zwanziger und dreißiger Jahren Verkaufsschlager ohnegleichen, leuchtet es auf den Heimweg. Wohin? Von der Aufklärung in das Mittelalter, von der Kritik in das Dogma.
Das Plädoyer für die Konvention der Liturgie war zehn Jahre alt, als Guardini mit einem Aufsatz unter dem Titel *Mögliche Gemeinschaft* noch einmal jenes Problem aufgriff, das Plessner so wortmächtig behandelt hatte. Was der Leiter von Burg und Bund im Heft 5/1928 der *Schildgenossen* äußert, ähnelt einem Abschied in Wehmut, in Teilen gar einer Abrechnung mit Rothenfels. Nicht nur, daß das schwärmerische »Brüder und Schwestern, Quickborns Seele ist Parzival!« verklungen und die rembrandtdeutsche Begeisterung für das Mittelalter verflossen ist. Nein, gegen das frühere Bekenntnis zur Gemeinschaft hält der geistliche Neuerer nun den »Einspruch der Fremdheit«. Die Betonung des Anderen treibt er so weit vor, daß am Horizont der Reflexion Elemente einer Psychologie auftauchen, die vierzig Jahre später in Ronald D. Laings *The Politics of Experience* zu voller Entfaltung gelangen.




Burg Rothenfels am Main, Grundriß Erstes Geschoß

Aber zurück. Auf die Burg. Die Älteren unter den bei Kriegsende wohl achttausend Quickbornern, das heißt die Kommilitonen und Akademiker, hatten im Sommer 1920 die Gründung einer Zeitschrift beschlossen, die nicht mehr von den Lagerfeuern der Jungen und den Blumenkränzen der Mädchen, sondern endlich von studentischen Interessen handeln sollte. Schon im Herbst 1920 erschien das erste Heft: *Die Schildgenossen*. Der Name führt – konnte es damals anders sein? – in das kriegerische Mittelalter. Er meint die Gemeinschaft mehrerer Genossen unter dem Schutze nur eines Schildes. Seit dem Auftritt Guardinis als Herausgeber 1924 verstand sich das Organ als *Zeitschrift aus der katholischen Lebensbewegung*. Von da an widmeten sich die Hefte, auf dem Fundament religiöser Mentalität, den großen Fragen des Politischen und Kulturellen, öffneten sich häufiger den rechten, seltener den linken Meinungen, waren immer engagiert, manchmal elitär und hatten um 1930 knapp zweitausend Abonnenten. Zu den ungewöhnlich Kämpferischen bei den *Schildgenossen* zählte Schwarz. 1924 erschienen in der Quickbornzeitschrift zwei längere Aufsätze aus seiner Feder; 1927 trat er als Herausgeber an die Seite von Außem und Guardini. Seine Interventionen in editorischer und redaktioneller Angelegenheit lassen einen politisch motivierten Intellektuellen erkennen, dem – so zu lesen in einem Brief an Guardini vom 2. November 1930 – Schildgenossenschaft primär Zeitgenossenschaft bedeutet. Statt zum fünften Male etwas über Adalbert Stifter und zum achten Male etwas über Friedrich Hölderlin zu drucken, brauche man »lebensvolle Manuskripte«.

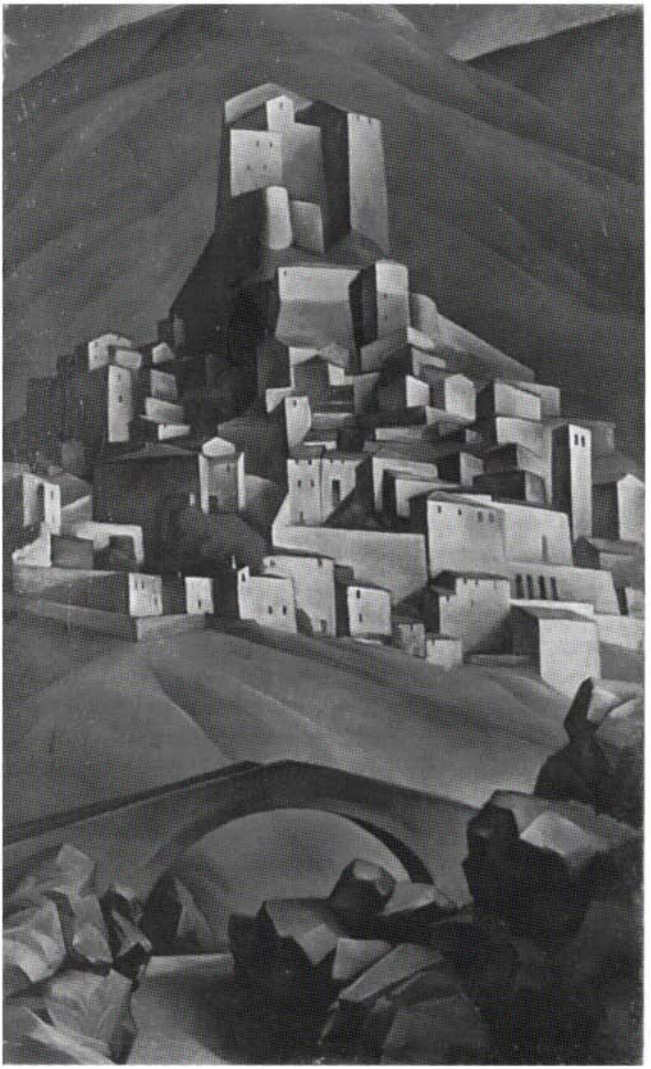
Mit zwei solcher Manuskripte voller Leben, freilich eines uns heute sehr fernen, sehr fremden Lebens, hatte Schwarz sich 1924 bei den *Schildgenossen* wie ein gewandter Gelehrter eingeführt. Im vierten und sechsten Heft des Jahrgangs finden sich die Aufsätze *Über Baukunst* und *Auf dem Wege zum neuen Geschichtsbild*. Beiden Texten gingen Jahre des Lesens voraus. Das Konvolut der Exzerpte und Notizen aus der Zeit nach dem Studium an der Technischen Hochschule Berlin, das heißt ab 1918, umfaßt Hunderte von Papieren. Sie zeigen den eben diplomierten und später promovierten Autor bei der Lektüre von Büchern nicht allein zu Philosophie und Architektur, sondern auch zu Fragen, auf die Max Wertheimer und Wolfgang Köhler – Gründerväter der Gestaltlehre als Wissenschaft der Wahrnehmung – damals eine Antwort suchten.

Aufs Ganze erweist sich der Essay *Über Baukunst* mit dem biblischen »Metanoeite!«, also dem Aufruf zu Umkehr, als Manifest einer katholischen Architektur. Doch enthält das Zehn-Punkte-Programm eine Bestimmung des Räumlichen, welche die Wirklichkeit beinahe als erfunden betrachtet, Raum

jedenfalls nicht für absolut und objektiv, sondern für relativ und subjektiv erklärt. Anders als seine Gläubigkeit erwarten läßt, folgt Schwarz hier dem Anthropozentrismus der Neuzeit, die er sonst heftig angreift, ja verwirft. Architektonisch qualifizierter Raum weite den Körper des Menschen, stehe, gehe und tanze mit dessen Beinen und Armen, schwinge mit dem Heben und Senken des Brustkorbs beim Atmen. Ähnliches erläuterte Schwarz im Sommer 1924 vor den Teilnehmern eines Arbeitskreises während der Werkwoche auf Rothenfels. Seine Fähigkeit zur Anschauung war so stark, daß Katharina Kappes keine Mühe hatte, die Grundzüge dieser von stilistischen Spezifika befreiten Apperzeption der Architektur im Tagebuch zu beschreiben. Am Ende der Vortrags- und Gesprächsrunden habe man Gedichte gelesen, vor allem über das Bauen von Domen. Ob Schwarz dabei seine Vorstellung einerseits von der Bedrohung des Abendlands durch griechischen Idealismus und russischen Mystizismus, andererseits vom Wiederkommen des Mittelalters als einer Epoche mit hierarchischer und organischer Struktur den Quickbornern deutlich machte? Was er in seinem Essay *Auf dem Wege zum neuen Geschichtsbild* fordert, das steigert die Sehnsucht der Weimarer Bauhäusler nach Rückkehr zum Handwerk. Durch den Wunsch, der Neuzeit das Genick zu brechen, annonciert Schwarz eine politische Perspektive, die als gespenstisch zu bezeichnen ihre Gefährlichkeit bloß verharmlosen würde.

Schon beim ersten Auftritt im Kreis der *Schildgenossen*, lange bevor auch nur ein Auftrag unter Dach und Fach war, berührte der Architekt zentrale Themata seines Œuvre: Gemeinschaft und Geschichte. Von Mai 1923 bis Februar 1924 hatte er im Atelier von Hans Poelzig an der Preußischen Akademie der Künste Berlin Erfahrungen mit Szenographie gesammelt und sie auf farbigen Zeichnungen in kristalline Visionen verwandelt. Doch das Feuerwerk war Strohfeuer. Das »Neue Weltbild«, das Schwarz in beiden Manuskripten für die Quickbornzeitschrift lehrte, hatte mit den fiebrigen Gebilden der Expressionisten nichts mehr gemein. Wollte man seinen Ausblick teilen, ihn gar auf Papier oder Leinen fassen, müßte man zu jenen kleinen Skizzen greifen – eine davon als »Ex Libris Rudolf Schwarz« signiert –, auf denen der Buchfreund um 1920 mit dünnem Bleistift Kuben und Quader so zu hohen Städten türmte, wie es wenig später der neusachliche Alexander Kanoldt auf seinen tonigen Gemälden mit gestuften Ansichten römischer Bergdörfer tat.

Von einem Autor, der solche Darstellungen von Olevano und Subiaco, von Häusern und Hütten mit flachen Pult- oder Walmdächern gewiß gemocht hätte, wird niemand denken, daß er kurz drauf von den schönen alten Städten meinen wird, sie trügen »Masken« und hätten etwas »Unwahres«. Doch mit genau dieser forschen Behauptung regte Schwarz im Heft 4/1927 der *Schild-*



Alexander Kanoldt, Subiaco, 1924

genossen zum Streit an. Die ganze Nummer hatte nur ein Ziel: die Auf- und Abbrüche an Orten wie Berlin oder Dresden, Hamburg oder München nicht mehr im Jargon der Gründerväter des Quickborn als »Eiterbeulen« zu verdammen, sondern die Rothenfelser aus der Gralsburg in die Großstadt zu locken. Die Seiten bieten Lyrik von Georg Heym und Gottfried Benn; sie handeln von den Stürmen der Wirtschaft, den Arbeitstagen der Angestellten und der Auflösung der Familie. Schwarz nahm sich mit einem Essay der Urbanistik an. Sein Titel war Programm: *Großstadt als Tatsache und Aufgabe*. Er weiß, daß jede Metropole einer Maschinerie gleicht, deren Dynamik aus der Wechselwirkung technischer Entwicklung und sozialer Bewegung rührt. Für den Städtebau des Jahrhunderts hat der Autor dennoch wenig übrig. Fritz Schumacher habe völlig versagt; in den Zirkeln um Walter Gropius spreche man die »Sprache der Komintern«. Noch zweieinhalb Jahrzehnte später, bei seiner Attacke wider das Bauhaus Dessau, wird Schwarz diese gemeinen Vorwürfe wiederholen, allerdings ohne das konservative Nein zum Kapitalismus und ohne die Metaphysik der Urbanität, die ihn mit Bezug auf die großen Städte und ihre Zukunft nach dem Willen Gottes rufen ließ.

Schon 1927, als die weiße und die rote Moderne überall Erfolge feierten, stand dieses Glaubensgefühl quer zur Mehrheitsmeinung der Kollegen. Ob die Konfession die Profession trübte? Im Verhältnis des Katholiken Schwarz zum Architekten Schwarz lagen die Dinge offen. Sachen des Bauens waren Sachen des Bauens. Was Schwarz dem persönlich betreuten Heft an Bildern beigab, zeugt von dieser Freiheit des Urteils. Es sind Skizzen von Hans Scharoun, das Kölner Projekt zweier Gebäude am Rheinufer. Für den Ort, wo die geplante West-Ost-Achse auf die Deutzer Hängebrücke führen sollte, entwarf Scharoun ein Tor zum Fluß, links und rechts Bauten in den Formen je einer Welle. Schwarz würdigt diese Arbeit – beim Wettbewerb 1926 unter die Ankäufe gefallen – nicht aufgrund ihrer funktionalen, sondern ihrer symbolischen Qualität; er würdigt sie, weil die Wogen dem Verkehr ein Zeichen schenken wie früher die Dome dem Glauben.

Scharouns Tor zum Rhein hielt der jüngere Kollege für »echt« und »fremd«. Mit diesem Hin und Her seiner Wahrnehmung eines nie gebauten Gebäudes, erst recht mit dem Bild der Metropole als Maschinerie, näherte sich Schwarz einem Gelände, vor das die Chargen der Kirche damals gern ein Betreten verboten! setzten. Es ist das Terrain der Technik; doppeldeutig, also anziehend und abstoßend. In neun *Briefen aus Italien* hatte Guardini zwischen 1923 und 1925 den *Schildgenossen* seine Auffassung vom Technischen dargelegt, hatte das Mechanische gegen das Organische, Schraubendampfer gegen Segelboote, Glühbirnen gegen Wachskerzen gehalten und die Verluste

bedauert, welche das Verschwinden des einen und Erstarken des andern begleiten. Wider Willen hatte er – unter wessen Einfluß? – zum Schluß ein lautes Ja zur Technik gesagt, auf das Schwarz sich 1927 in einem Vortrag bezog, von dem die Mitschrift eines Hörers vorliegt. Hinter dem Titel *Vom Widerstand gegen die Gewalt* steckt keine Kritik des politischen Extremismus in der Weimarer Republik; dieses Thema hätte die Teilnehmer der Werkwoche auf Rothenfels vermutlich gelangweilt. Nein, Gewalt meint hier Technik als »tote Natur«, etwas »Eiskaltes« und »Herzloses«. Doch wer nach dieser Bestimmung hoffte, Schwarz werde die Argumente Guardinis bestätigen, sich in Betracht der Dingwelt für deren Erwärmung und Beseelung aussprechen, den ließ der bohrende Redner allein. Statt tröstender Worte hörten die Quickborner eine zitternde Stimme bei der allmählichen Verfertigung eines Plädoyers für die Rechte des Neuen, für die Entfaltung, ja Zuspitzung des ohnehin Kommenden. Der »Angst« wehrt der Mann mit: »Geist«. Und den heißt er: »kalt« und »hart«.

Unter den Zuhörenden müssen die Erfahrenen, also eher die Älteren und Klügeren, bald gespürt haben, daß vor ihren Augen und Ohren jemand seinem Ich einen Ort suchte und dabei noch zwischen den Polen eines Lebens als Märtyrer oder Roboter schwankte. Handelte es sich bei der Rede *Vom Widerstand gegen die Gewalt* etwa auch um den Weg aus einer prolongierten Adoleszenz? Um den Weg zu einem Bewußtsein vom Eigenen als katholischer Variante des neusachlichen Intellektuellen? Viele der Jüngeren unter den zugleich künstlerisch und denkerisch Tätigen der späten zwanziger Jahre fühlten sich, was die Zukunft anging, permanent alarmiert. Auf die Heteronomie ihrer Existenz und ihrer Epoche, oft als ein bloßes Interregnum empfunden, antworteten sie mit der Anstrengung zu Einmischung aus Bejahung der Entfremdung. Ungeachtet politischer Differenzen: Ihr Feindbild war der Bourgeois auf der Chaiselongue, ihr Leitbild nicht das Moderate und Temperierte, sondern das einerseits Überhitzte, andererseits Unterkühlte. Solche Worte liebte auch Schwarz. In seinem Aufsatz *Die Lehre zum Tun* spricht er von »muffigen Gefühlchen des Mitleids«; in seinem Aufsatz *Vom Sterben der Anmut* schwärmt er von rein geometrischen Architekturen als den »heißesten« und »eisigsten« Gehäusen im Weltall. Gewiß, Schwarz trieb den Habitus der Sachlichkeit nie bis zum Extrem des Kaders, der uns im Gedicht von Bertolt Brecht mit seinem »Verwisch die Spuren!« erschrickt. Aber, Schwarz war auch kein Mensch für die nahe Nähe. Eher eine Figur von Oskar Schlemmer, dessen Bilder er mochte. Schildgenosse Außem klagte in einem Brief vom 5. Mai 1927, er habe eine »Fassade«, die es schwer mache, hinter sein Denken zu kommen. Und noch in den Nekrologen auf den Architekten –

geschrieben von freundlichen Bekannten: Hans P. Koellmann und Ludwig Neundörfer – ist vom »Panzer« der Ironie und des Sarkasmus die Rede.

Was Schwarz vor den Quickbornern und in den *Schildgenossen* äußerte, wollte mit jedem Hauptsatz einen Sprengsatz legen, als müsse der Mann bei allem ums Ganze kämpfen, weil für die wahren Kinder Gottes Erlösung oder Untergang immer kurz bevorstehen. Im Verhältnis zu seinen Gedanken wirkt daher seine Tätigkeit bescheiden. Zumindest auf Rothenfels. Wer bei Architektur gleich an große Bauten denkt – etwa an das Tor zum Rhein von Scharoun –, der muß sogar den Eindruck haben, auf der Burg seien bloß ein paar Wände durchbrochen, ein paar Türen vermauert und ein paar Räume gestrichen worden. In der Tat galt während der ersten Jahre nach Einzug des Quickborn 1919 das Engagement der Sanierung. Denn Wasser gab es nur vom Brunnen, Lampen nur mit Karbid; Strohsäcke dienten als Nachtlager. Der Umbau kam Schritt für Schritt voran, hätte aber ohne all die freiwillige und begeisterte Arbeit, zum Beispiel der Schreiner in der Scheune, oft unterbrochen werden müssen. Wohl im Sommer 1924 wurde Schwarz von Kaplan Außem für die weitere Planung gewonnen. Doch erst 1927, nachdem Guardini zum Leiter von Bund und Burg gewählt worden war, bekam die Sache Auftrieb.

Zwischen dem neuen Bauherren und dem jungen Baumeister herrschte ein mal gespannter, mal gelöster Austausch der Meinungen. Ihre langen Briefe erzählen eine Geschichte, die das übliche Plänkeln zwischen Auftraggeber und Auftragnehmer so weit verläßt, daß sie uns angesichts der heutigen Anonymisierung des Architektonischen vorkommt, als berichte sie von einem Geschehen aus fernen Zeiten. Obwohl Guardinis eigene Vorstellung von menschlicher Behausung auf das Behagliche, ja Gemütliche zielte – etwa auf das barocke Pfarrhaus im schwäbischen Mooshausen, wo er von 1943 bis 1945 Zuflucht vor den Bomben auf Berlin fand –, übertrug er die künstlerische Verantwortung für die Gestaltung der Gemäuer auf Schwarz, der in Heft 3/1927 der *Schildgenossen* seine Absichten erklärte. Rothenfels müsse sich von der »Heimtümelei« der Jugendherbergen fernhalten und statt dessen »in die Reihe der wenigen Versuchsstätten eintreten, wo an der Form der Zeit ernste und strenge Arbeit getan wird«.

Ein Bauhaus der Kirche? Eine katholische Akademie? Die Arbeit begann im Ostpalas. Und sie begann mit einer veritablen Reformation, mit dem Abschlagen des Dekors, dem Abhängen der Bilder, dem Abtragen des Altars, dem Abräumen der Bänke, bis die Kapelle im ersten Geschoß kaum mehr als reine Hülle war, roter Stein auf dem Boden, weißer Putz an den Wänden und